SSOAR

Open Access Repository
www.ssoar.info

Passive Gewinner und aktive Verlierer: Soziale Differenzierung und Lebensläufe im Transformationsprozeß

Brauer, Kai; Willisch, Andreas

Veröffentlichungsversion / Published Version
Sammelwerksbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:
Brauer, K., & Willisch, A. (1997). Passive Gewinner und aktive Verlierer: Soziale Differenzierung und Lebensläufe im Transformationsprozeß. In S. Hradil (Hrsg.), *Differenz und Integration: die Zukunft moderner Gesellschaften ; Verhandlungen des 28. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Dresden 1996* (S. 824-842). Frankfurt am Main: Campus Verl. https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-139745

Nutzungsbedingungen:
Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.
Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:
This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.
By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

gesis
Leibniz-Institut
für Sozialwissenschaften

Mitglied der
Leibniz-Gemeinschaft

Passive Gewinner und aktive Verlierer: Soziale Differenzierung und Lebensläufe im Transformationsprozeß

Kai Brauer und Andreas Willisch

1. Einleitung

Kennen sie die Aufsteigergeschichte von Jürnjacob Swehn? Seit der Westen seine neue Heimat ist, hat er ein Haus gebaut und eine Familie gegründet. Er bewirtschaftet gute 100 Hektar Land und hat weitere 50 verpachtet. In seinen Ställen stehen 10 Pferde, 80 Kühe und 180 Schweine. Er behauptet von sich, daß es ihm gut geht, und daß er das in seiner alten Heimat niemals erreicht hätte. Dabei war ihm die Umstellung von der vertrauten mecklenburgischen Beschaulichkeit auf die eilige Geschäftigkeit der neuen Welt anfangs ganz und gar nicht leicht gefallen. Er mußte, wie er es sagt, erst »Eisen im Blut haben« wie alle hier, um zu erhalten, was er mit viel Schweiß schwer erarbeitet hat. Jürnjacob Swehn war 19 Jahre alt, als er sich von seinem Dorf in der mecklenburgischen Heide, seiner Mutter und dem Bruder verabschiedete, um sein Glück im Westen zu versuchen. Glück, daß bedeutete für ihn, sich *»frei zu machen«, »auf eigenen Füßen zu stehen«* und nicht mehr nur besitzloser Landarbeiter sein zu müssen. Nicht in Hornkaten – seinem Heimatdorf – sah er diese Chancen, sondern im Westen suchte er das zu erreichen, was dem Vater versagt geblieben war. Dazu legte er *»all sein Erspartes«* zusammen, borgte sich noch etwas hinzu und machte sich auf den Weg. Das war 1868. Die Reisekarte nach New York kostete 29 Thaler.

So wird uns jedenfalls diese Aufsteigerbiographie von einem Mecklenburger Heimatdichter vermittelt.[1] Mit »Jürnjacob« sind tatsächlich viele junge Leute aus Mecklenburg im letzten Jahrhundert Richtung Iowa gezogen. Ihre Motivation wird der im Buch beschriebenen nahe kommen. Für die Ur-Urenkel der Zurückgebliebenen kostete die Reise in den Westen keine 29 Thaler mehr. Ihnen kam der Westen 1990 quasi von allein und umsonst in das Dorf. Und wieder waren damit Hoffnungen und Träume verbunden, was im Westen alles zu erreichen wäre, wenn man nur hart genug arbeiten würde. Neue Chan-

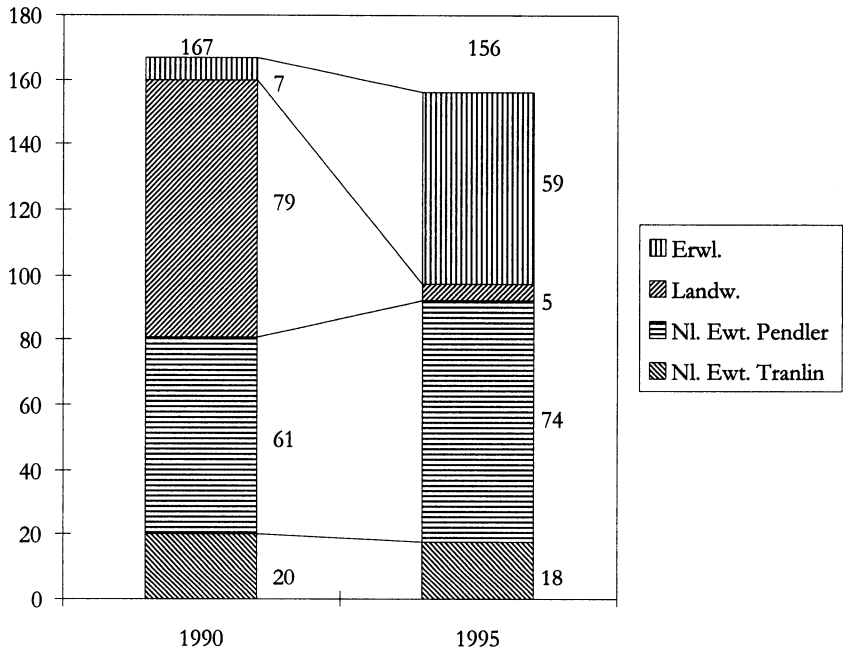
cen sollte es geben, frei von politischer Bevormundung, das anzupacken, was in den letzten Jahren nicht möglich gewesen war. Dies war jedenfalls der Tenor in den Wochen vor der Währungsunion bis zur Vereinigung, in denen wir unsere Studie in Tranlin, einem Dorf in Mecklenburg (unweit von Hornkaten), begannen.[2]

Wir entschieden uns für eine Gemeindestudie, da wir annahmen, die Wandlungsprozesse im alltagsweltlichen Zusammenhang auf diese Weise genauer erfassen zu können, als das mit einem auf vorgefertigten Fragestellungen beruhenden Design möglich ist. Die Nutzung einer auf der verstehenden Soziologie aufbauenden qualitativen, zu einem guten Teil sogar eher ethnologischen, Herangehensweise bedeutete jedoch nicht, daß wir auf jede quantifizierende Datengrundlage verzichtet hätten. Wenn wir im folgenden darstellen, welche sozialstrukturellen Veränderungen vor Ort wahrnehmbar sind und warum diese bis jetzt zu keiner Wandlungseuphorie oder Aufbruchsstimmung führen konnten, nutzen wir die zählbaren Berufs- und Einkommensveränderungen und stellen diese dem sich wandelnden Deutungshorizont der Gemeindemitglieder gegenüber. Dabei stellt sich heraus, daß hinter dem offensichtlichen Anstieg von Durchschnittseinkommen und Lebensstandard (bei gleichzeitiger erheblicher sozialer Differenzierung) ein bestimmter Modus dieser Neustrukturierung in der Gemeinde wirkt, der letztlich auf ideologisch motivierte Entscheidungen bei der politischen Gestaltung des Einigungsprozesses zurückzuführen sein wird.

Richten wir aber zunächst unser Augenmerk allein auf die Veränderungen der Erwerbsstruktur Tranlins, wird die eine Seite (Arbeitsmarkt und Wirtschaftsstruktur) des Umbauprozesses sichtbar. Der enorme Abbau der in der Landwirtschaft Beschäftigten in den neuen Bundesländern (auf 10% des Niveaus von 1990) soll in der folgenden Graphik für den Ort verdeutlicht werden. Dazu wurden folgende Erwerbsgruppen zusammengefaßt:

1. (Erwl.) »Erwerbslose« als Summe der Tranliner im erwerbsfähigen Alter, die keiner bezahlten Tätigkeit nachgehen, also Arbeitslose, Sozialhilfeempfänger und Vorruheständler;
2. (Landw.) alle in der Landwirtschaft beschäftigten Erwerbstätigen, einschließlich Selbständiger und mithelfender Ehepartner;
3. (Nl.Ewt.Pendler) sind alle Erwerbstätigen, die nicht in einem landwirtschaftlichen Unternehmen arbeiten und nicht in Tranlin beschäftigt sind, also zur Arbeitsstelle »pendeln«;
4. (Nl.Ewt.Tranlin) sind alle Erwerbstätigen, die im Ort in einem nicht-landwirtschaftlichen Unternehmen arbeiten, eingeschlossen ABM-Kräfte.

Abbildung 1: Erwerbsstruktur



Während 1990 nahezu die Hälfte der Erwerbsfähigen in Tranlin oder der unmittelbaren Umgebung des Ortes in einer LPG beschäftigt waren, ist dies heute nur noch ein verschwindend kleiner Teil. Die letzten fünf in der Landwirtschaft Beschäftigten legen heute weitere Strecken als früher zurück, um ihrer – nun selten gewordenen – Tätigkeit nachzugehen. Die größte Gruppe im Ort sind nun nicht mehr die Beschäftigten in der LPG, die noch 1990 den Alltag im Dorf dominierten, sondern die Rentner und Erwerbslosen. Da in Tranlin, neben den wenigen privaten Unternehmen, nur die »ABM-Brigade« (Willisch/Brauer/Ernst 1996) tätig ist, wird der Eindruck eines beinahe ausgestorbenen Dorfes verstärkt.

Weil in der Darstellung nur Erwerbstätigen*gruppen* betrachtet werden, können somit noch keine Aussagen über die Erwerbsverläufe getroffen werden. Z.B. ist es falsch anzunehmen, daß sich die Erwerbslosen ausschließlich aus

den ehemaligen LPG-Mitgliedern rekrutierten und alle »Pendler« ihre Arbeitsstelle behalten hätten oder im gleichen Beruf arbeiteten. Nach der Analyse aller 167 Erwerbsverläufe zeigte sich, daß heute nur noch 8 Personen ihren vor der Wende ausgeübten Beruf in einer ähnlichen Position im gleichen Betrieb ausüben.

Dieser drastische Wandel der Beschäftigungsstruktur ist damit ein entscheidender Teil des sinnhaft erfahrbaren Alltags vor Ort und wird mit der beruflichen Neuorientierung auch zum Bestandteil des eigenen Lebenslaufs. Da die gesamte Wirtschafts- und Sozialstruktur der ehemaligen DDR diesem Wandel unterworfen ist, können wir allgemein eine, – mehr oder weniger – plötzliche und zwangsweise Neuorientierung auf dem Arbeitsmarkt und damit auch in der Sozialstruktur ausmachen.

Die Gewinner-Verlierer-Rechnung in dem folgenden Referat bezieht sich somit auf die historisch einmalige Situation einer nahezu vollständigen Mobilität. Um Ihnen das noch deutlicher zu machen, stellen Sie sich bitte einmal vor, jeder der hier Anwesenden müßte bis Mitte nächsten Jahres seine Arbeitsstelle, fast jeder auch seinen Beruf wechseln. Wir wollen einmal davon absehen, ob das überhaupt wünschenswert wäre. Und wir wollen auch den lauten Klagechor, der eine derartige Transformation sicher begleiten würde, überhören. Für die Akteure dieser Transformation bedeutet nun ein derartiger Umbruch eine enorme Anpassungsleistung, also die Notwendigkeit der Selbst- und Fremdverortung in der umgestalteten sozialen Hierarchie der Gesellschaft. Die individuelle Wahrnehmung dieser Umgestaltung bildet die Handlungsbasis im Alltag und wird darüber hinaus die biographischen Entscheidungen beeinflussen. Die Akteure haben es also mit einer – nicht einfach zu bewältigenden – doppelten Reflexivität während ihrer Neuorientierung zu tun. Sie müssen ihre Aufstiegschancen neu suchen und sich vor Abstiegsrisiken schützen.

Damit verändern sie auch die Sozialstruktur. An dieser (sich wandelnden) Struktur müssen sie ihre eigenen Leistungen messen und ihre Perspektiven koordinieren, was wiederum ihre Kontrollüberzeugungen und – strategien[3] beeinflussen wird. Eine akteursbezogene Frage der sozialen Differenzierung im Transformationsprozeß muß also nicht nur beantworten können, wo die Aufstiegsorientierungen personell und historisch zu verorten sind, sondern auch, woran sich diese ausrichten, wenn die alten Koordinaten plötzlich nicht mehr richtungsweisend sein können. Bevor wir die möglichen Folgen bestimmter Differenzierungs*modi* diskutieren, wollen wir zunächst begriffliche Kategorien für eine Bilanz von Auf- und Abstiegen vorschlagen. Zunächst drängt sich hierfür die Metapher der Transformations*verlierer und -gewinner* auf.[4]

2. Gewinner und Verlierer

Teilweise werden Gewinner und Verlierer über objektive Veränderungen der sozialen Lage oder der Verortung in spezifischen Milieus operationalisiert (Vester 1995).[5] Wenn Statusauf- und -abstiege zugrunde gelegt werden sollen, ist dabei die Mehrdimensionalität des Status zu beachten. Der Status einer Person kann zwar anhand quantifizierbarer sozialer Lagen (z.B. der Berufsstellung oder dem Einkommen) bestimmt werden, diese müssen aber nicht mit dem *Ansehen* (also Prestige und Rang) übereinstimmen, das der Person in ihrem Umfeld entgegengebracht wird.[6] Besonders auf dem Dorf ist sehr gut zu beobachten, daß weder die der Berufsstellung zugesprochene Position mit der Höhe des repräsentierten Einkommens übereinstimmt, noch eine von beiden mit dem Ansehen einer Person in direkter Korrespondenz stehen muß.[7] Wir definieren daher Gewinner als Personen, die ihre sozialstatistisch meßbare soziale Lage (Berufsstellung und Einkommen) seit 1989 mindestens halten oder verbessern konnten und deren Ansehen im alltäglichen Lebenszusammenhang gestiegen ist. Verlierer sind demnach Personen, denen es beruflich und finanziell schlechter geht *und* deren Ansehen gesunken ist.[8]

Statusgewinne und -verluste könnten im Sinne der von Berger und Hradil vorgeschlagenen *Integrationsanstrengungen* »... – wie jede Leistung oder »Arbeit« – von der Verfügbarkeit brauchbarer Mittel und Gelegenheiten, aber auch von spezifischen Kenntnissen und Fähigkeiten ...« abhängig sein (Berger/Hradil 1989: 20). Damit wird letztendlich die *soziale Integration* von der *persönlichen Eigenleistung* abhängig gemacht. Wir werden aber zeigen, daß diese Integrationsanstrengungen quer zur Gewinn- und Verlustrechnung der Statusbilanz stehen.

Soziale Integration bezeichnet nach Goldthorpe zunächst nur »das Ausmaß, in dem die Handlungen von Individuen und Gruppen *in der Regel mit anerkannten Normen* übereinstimmen und damit den Erwartungen und Handlungen anderer Individuen und Gruppen entsprechen.« (Goldthorpe 1976: 135). Im Unterschied zur Ausschließlichkeit der Inklusion/Exklusion-Debatte bzw. zu den Versuchen mittels verschiedener Kriterien eine dauerhafte oder temporäre Desintegration aus der Gesellschaft zu benennen, wird mit dieser allgemeinen Definition eher ein Kontinuum aufgezeigt, mit dem die Individuen mehr oder weniger gut integriert sein können, ohne zwischen »den Integrierten« und »den Desintegrierten« scharf trennen zu müssen. Eine Konzeptualisierung von Statusbilanzen über die (normenbestimmten) Integrationsanstrengungen müßte weniger *kategorial exklusiv* typisieren, als *graduell-quantitativ* abstufen (Berger 1989). Dementsprechend halten sich die Individuen zwi-

schen den beiden Polen »hoch integriert« (= hohe Statuspositionen) und »schwach integriert« (= niedrige Statuspositionen) auf, die für kleine Gruppen (Ausrichtung an Gruppennormen) wie für die Gesellschaft als Ganzes (Ausrichtung an *allgemeinverbindlichen* Normen) gedacht werden können.

Die dominante Norm in der Arbeitsgesellschaft (Ahrendt 1960; Kohli 1994) bleibt die Leistungsnorm. Die Teilnahme am Arbeitsmarkt ist daher in der Erwerbsgesellschaft das allgemeinste Kriterium der sozialen Verortung. Nach dieser Überlegung richtet sich der Grad der Integration – oder wie Levy schreibt, das: »*in das In-der-Gesellschaft-sein*« – erstens daran aus, daß man partizipiert; zweitens, welche Stellung man in der Hierarchie einnimmt und drittens, wie diese Stellung bewertet wird. Ein Lebenslauf wird somit als »Statusbiographie« aufgefaßt, die eine Abfolge verschiedener Statuspositionen darstellt (Levy 1996). In jedem (modernen) Lebenslauf werden verschiedene Statuspositionen durchlaufen, die an der Erwerbsphase ausgerichtet sind. In der Moderne wird somit über den Lebenslauf ein Normensystem institutionalisiert, welches Zeit und Leistung in ein Beziehungsverhältnis setzt. »Im Rahmen der protestantischen Ethik ist Lebenszeit von Gott zur Verfügung gestellte Zeit, die sinnvoll genutzt werden *muß*. ... Rationalität bedeutet hier die Unterordnung des Lebens unter ein einheitliches ›Leistungs‹kriterium. ... In säkularisierter Form wird das chronologische Alter zum Kriterium für Bilanzierungsprozesse, ... und für Vergleiche mit anderen« (Kohli 1985: 14/15).

Diese »*Vergleiche mit anderen*« haben im Lebenslauf ihren zeitlichen Bezugspunkt. Da in der Moderne die Lebensläufe der Individuen von traditionellen Ablaufplänen zu gestaltbaren Projekten geworden sind, ist die andere Dimension die soziale Integration, die Stellung in der Gesellschaft. Die perspektivische Offenheit der Biographien verlangt eine permanente *aktive Suche* nach Integration. Das Modell der *Statusbiographie* wie die Individualisierungstheorie stellen somit die Integration in die Gesellschaft mit einer aktiven Weltsicht und Handlungsstrategie des Einzelnen in eine Linie. »Gefordert ist ein *aktives Handlungsmodell des Alltags*, das das Ich zum Zentrum hat, ihm Handlungschancen zuweist und eröffnet und es auf diese Weise erlaubt, die aufbrechenden Gestaltungs- und Entscheidungsmöglichkeiten in bezug auf den eigenen Lebenslauf sinnvoll kleinzuarbeiten« (Beck 1986: 217).

Zum Erreichen einer bestimmten Position in der Hierarchie der Gesellschaft (oder der Gemeinde) wären demnach persönliche Leistungen notwendig, die diese Stellung im Sinne der Leistungsnorm begründen. Individuelle Integrationsanstrengungen können daher über *Aktivität bzw. Passivität* dargestellt werden. Diese Aktivität oder Passivität muß *theoretisch* aber nicht zum Erfolg führen. Durch diese einfache Einschränkung wird behauptet, daß wir es

nicht nur mit zwei klassischen Typen (dem durch seine geringen Integrationsanstrengungen deprimierten passiven Verlierer auf der einen und dem durch seine höheren Integrationsanstrengungen glücklichen aktiven Gewinner auf der anderen Seite) zu tun haben. Wird die Unabhängigkeit der Leistung von der Statusbilanz unterstellt, ergeben sich in der *Integrationsmatrix* vier mögliche Typen. Mit der Gegenüberstellung von Statusbilanzen und den Integrationsanstrengungen Ostdeutscher für den Zeitraum der Transformation kann empirisch belegt werden, daß der erfahrbare Modus der Differenzierung in der Transformation deprimierend wirkt, da »passive Gewinner« und »aktive Verlierer« nicht in das Normengefüge der Leistungsgesellschaft passen.

Abbildung 2: Integrationsmatrix

	Integrationsanstrengungen	
Status-Bilanz	geringer	höher
höherer Status	Typ 1: »passive Gewinner«	Typ 2: »aktive Gewinner«
geringerer Status	Typ 3: »passive Verlierer«	Typ 4: »aktive Verlierer«

Die Unterscheidung entlang der aufsteigenden Diagonale – passive Verlierer und aktive Gewinner – entspricht weitestgehend dem Differenzierungskonzept der Leistungsgesellschaft, der Individualisierungsthese und auch den Erwartungen der Ostdeutschen an die Marktwirtschaft (Mutz 1996). Heute ist es zumeist das so bekannte Stereotyp des »faulen Ostlers« (3), das dem Bild des passiven Verlierers entspricht, während das Märchen vom »Tellerwäscher zum Millionär« (2) den typischen aktiven Gewinner charakterisiert. Letzterer ist stets seines Glückes Schmied, und der andere ist halt – aus Unflexibilität oder Immobilität – selber schuld. Die Typen eins und vier passen nicht in dieses Weltbild. Sie sind aus dieser Perspektive geradezu unmöglich. Wie soll man trotz hoher Aktivität in der freien Marktwirtschaft eine negative Statusbilanz aufweisen können? Wie kann man sich Statusgewinner ohne Eigenleistung an diesem Gewinn vorstellen? Da die horizontale Achse über die Integrationsanstrengungen definiert wurde, heißt hier »passiver« natürlich nicht, daß diese Personen tendenziell aufhören würden zu handeln (was praktisch unmöglich ist), sondern, daß ihre augenblickliche Situation im wesentlichen ohne den ri-

sikovollen Einsatz von Kapital oder ohne »aktive« (biographische) Entscheidungen zustande gekommen ist. Es soll damit deutlich werden, daß eine positive Bilanzierung von den Integrationsanstrengungen auch *empirisch* unabhängig sein kann. Anhand zweier Kurzbiographien soll im folgenden gezeigt werden, inwiefern dieser Modus der Differenzierung, also die Annahme der tendenziellen Unabhängigkeit der Bilanz von der dazu gehörigen Integrationsanstrengung, nicht nur eine hypothetische Annahme ist, sondern aus dem Material der Tranliner Studie gebildet werden konnte.

3. Zwei Falldarstellungen

3.1 »... nu woll'n wir erstmal abwarten«: Der Schwiegersohn eines Bauern zieht Bilanz.

Günter Reichert, geboren 1955, kam 1979 nach Tranlin, als er die Tochter der Bauernfamilie Rechlin heiratete. Die Landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaft (LPG) »Frischer Wind«, die gegenüber des schwiegerelterlichen Hofes eine Reparaturwerkstatt betrieb, beschäftigte Günter Reichert als Landmaschinenschlosser und ermöglichte ihm die Teilnahme an einem Meisterlehrgang. Im Laufe des Jahres 1990 verschlechterte sich die Situation der LPG und viele im Dorf erwarteten, daß die ehemaligen Bauern ihre Betriebe wiedereinrichten würden. Hatten doch die Bauern, die vor der Zwangskollektivierung traditionelle Familienbetriebe auf 40 ha Land führten, auch während der Zeit der genossenschaftlichen Landbewirtschaftung ihre Sonderstellung bewahren können. Sie blieben im Dorf »die Bauern«, auch wenn sie keine landwirtschaftlichen Tätigkeiten mehr ausübten.[9] Ihren hohen Status konnten sie nun nicht mehr mittels des Landbesitzes vererben. Sie gaben ihn jedoch weiter, indem die Kinder studierten oder andere höhere Abschlüsse anstrebten und keine (statusniedrigen) landwirtschaftlichen Berufe mehr ergriffen.[10]

Keine der 12 Bauernfamilien der Gemeinde plante 1990 ernsthaft, einen Vollerwerbsbetrieb einzurichten, weil die ehemals selbständigen Landwirte schon zu alt für eine Revitalisierung der traditionellen Betriebe waren. Trotzdem forderten die Bauern, wie der Schwiegervater von Herrn Reichert, die ihnen entgangenen Gelder, ihre Anlagen und Felder von der LPG ein, wie es im Landwirtschaftsanpassungsgesetz (LwAnpG) geregelt worden war. Die LPG

ging in Liquidation, weil in diesem Gesetz den Ansprüchen der Landbesitzer Vorrang vor der Erhaltung der Betriebe eingeräumt wurde. Die LPG entließ alle Beschäftigten, und folglich wurde auch Günter Reichert für kurze Zeit arbeitslos. Zu erwarten wäre gewesen, daß er sich nun eine Arbeit als Meister, entsprechend seiner eben abgeschlossenen Qualifikation, suchen würde. Er entschied sich aber, »*nun mal abzuwarten*«. In einer weiterführenden Qualifizierung zum Handwerksmeister sah er keinen Sinn. Dafür nahm er aber 1991 eine Umschulung zum Schlächter durch eine westdeutsche Fleischverarbeitungsfabrik an, in der er noch immer als angelernter Schichtleiter beschäftigt ist.

Sein Schwiegervater, mittlerweile Rentner, begann unterdessen einen kleinen Nebenerwerbsbetrieb auf 6 ha aufzubauen. Die übrigen 34 ha Land verpachtete er an eine Agrar GmbH. Günter Reichert ist in den Nebenerwerb eingebunden. Auf das Risiko eines eigenen Vollerwerbsbetriebes würde er sich allerdings nicht einlassen. Er meinte in einem Gespräch 1993: »*Ach, solange das Geld immer Monat für Monat in die Tüte kommt, werd ich das nicht machen, jetzt hab ich doch mein Auskommen, ne.*«

Seine soziale Lage bleibt, auch ohne das zusätzliche Risiko, auf absehbare Zeit stabil. Trotzdem hat Günter Reichert schon mal durchgerechnet, ab wann sich ein eigener Betrieb überhaupt rechnen würde:

»*Denn dat reicht ja nicht zu, ne? Dann mußt du mindestens zweihundertfuffzig, dreihundert Hektar alleine haben. – So, und das war ja dann rucki-zucki alles weg. Die haben ja die Pachtverträge gleich für 12 Jahre übernommen. Ich mein, da hätte man gleich aufpassen müssen, so nach der Wende. (...) Aber erst wußte ja keiner, wie dat läuft, ne? (...) So, wenn man jetzt das sieht, wie das jetzt angelaufen ist. Mit den ganzen Stützungen und hin und her, na ja, dann, dann ist das alles kein Problem, ne? (...) Aber – wir sind so auch ganz gut bei gefahren, wollen wir mal sagen.*«

250 bis 300 ha für einen eigenen Betrieb sprengen natürlich die Grenzen der alten Familienwirtschaft. Um diese Größe zu erreichen, hätte er schon 1991 langfristige Pachtverträge mit anderen Eigentümern abschließen müssen. »*Die*«, die das gemacht haben, hätten eben »*aufgepaßt*«. Trotz der selbsteingestandenen Versäumnisse zieht er für sich und seine Familie eine positive Bilanz: »*Aber – wir sind so auch ganz gut bei gefahren, wollen wir mal sagen.*« Mit dieser Selbsteinschätzung trifft er so ziemlich genau das Bild, das die übrigen Tranliner von ihm haben: Er hat in einen Bauernhof eingeheiratet und hat, obwohl er seine Chance vorerst verpaßt hat, sowohl die Möglichkeit, irgendwann einmal einen eigenen Betrieb aufzubauen, als auch den Zugang zu Subventionen. Seine Position ist heute angesehen, denn von ihm müssen die mächtigen Agrarbetriebe Land pachten. Sein unbefristeter Arbeitsvertrag im Fleischver-

arbeitungsbetrieb, der *»monatlich Geld in die Tüte bringt«,* könnte schon seinen positiv veränderten sozialen Status in der dörflichen Gesellschaft erklären. Er hat es ja irgendwie geschafft. Aber auch andere Tranliner gehen regelmäßig zur Arbeit, ohne daß sich dadurch ihr Ansehen im Dorf schlagartig geändert hätte.

Der Statusgewinn Günter Reicherts wird durch die Zugehörigkeit zu einer alten Bauernfamilie befördert. Der Status der Bauern wird im wesentlichen durch den Besitz gestützt. Der bäuerliche Besitz erlaubt es der Familie zudem, am Agrarsubventionssystem teilhaben zu dürfen. Die nun herausgehobene Stellung kommt zustande, weil erstens Privatbesitz vor jeder anderen persönlichen Leistung mit dem Einigungsvertrag bevorzugt wurde – man denke nur an die Kontroversen um Rückgabe vor Entschädigung oder Privatisierung vor Sanierung – und weil zum zweiten der traditionelle Familienbetrieb vorrangig gefördert werden sollte. Günter Reichert gehört zu den passiven Gewinnern, weil seine Statusveränderungen in keinem ursächlichen Zusammenhang mit seinen tatsächlichen Leistungen stehen.

3.2 »Ich spring Dir noch über jeden 2-m-Zaun ...« Ein Melker auf dem Weg in die soziale Marktwirtschaft.

Ole Möllenthin kam 1945 mit seiner Mutter und seinen drei Brüdern nach Tranlin. Nach der Schule verdiente er den Lebensunterhalt der Familie als Landarbeiter bei den Bauern des Dorfes. 1965 trat er der fünf Jahre zuvor gegründeten LPG »Frischer Wind« bei. Wenige Jahre nach der Kollektivierung übergab die LPG die Verantwortung für wichtige Produktionseinheiten einzelnen Familien. Ole Möllenthin und seine Frau übernahmen einen Rinderstall, für dessen Betrieb sie bis zur Wende allein zuständig waren. Auf diese Weise gelang es der Familie, eine quasi-bäuerliche Tradition zu begründen. Der einzige Unterschied zum traditionellen Vorbild war, daß sie nicht Besitzer des von ihnen bewirtschafteten Hofes waren. Diese »Lohnbauern«[11] besetzten als »neue Stallherren« bald die oberen Positionen innerhalb der Hierarchie des Dorfes.

Als wir 1990 mit Ole Möllenthin das 1. Mal (an einem Feiertag) sprachen, trafen wir ihn im Kuhstall bei der Arbeit. Die Bitte, ihn mit der Kamera aufnehmen zu dürfen, bereitete ihm keinerlei Schwierigkeiten. Im Gegensatz zu Günter Reichert kannte Möllenthin schon zu diesem Zeitpunkt das Agrarsubventionssystem sehr genau, so daß er sich für einen Verbleib in der LPG entschied, weil deren große Betriebsstrukturen rationeller als die der kleineren

Bauern wären. Die Idee eines eigenen Vollerwerbsbetriebes verwarf er, weil ihm dafür sowohl das Land als auch die Ställe fehlten. Wichtiger wäre es, die 1974 staatlich getrennte LPG Tierproduktion wieder mit der LPG Pflanzenproduktion zu vereinigen. Dieser Betrieb hätte ausgezeichnete Chancen auf dem EG-Agrarmarkt und die Arbeitsplätze wären sicher. Für den Fall, daß die LPG doch aufgelöst werden müßte, wollte er sich eine Arbeit im Naturschutzbereich suchen. Zu diesem Zwecke sammelte er schon mal Anzeigen der Lokalzeitung, in denen nach Arbeitskräften in diesem Bereich gesucht wurde. Angst vor einer Entlassung aus der LPG hatte er deswegen, weil damit seine Leistung, auf die sich im wesentlichen sein hoher Status als Lohnbauer gründete, nicht mehr gebraucht würde.

Während seine Situation auf dem Arbeitsmarkt noch unentschieden schien, nutzte er Zeit und Kraft für den Kauf und Ausbau eines Hauses im Nachbardorf mit etwas Land und Scheune. Das Nebengelaß wollte er nutzen, um Bullen, Schweine und Gänse im Nebenerwerb zu mästen. Nachdem die LPG Tranlins dann in Liquidation gehen mußte, verlor auch Ole Möllenthin wie Günter Reichert seine Arbeit. Mit anderen Mitgliedern gründete er eine ABM-Brigade, die die Genossenschaft für einen Neuanfang erhalten sollte. Nach Ablauf der Förderung durch das Arbeitsamt wurde Möllenthin aber erneut arbeitslos. Er wartete aber nicht lange ab, sondern nahm eine Aushilfstätigkeit beim Tischler des Dorfes an. Der konnte ihm allerdings seinen Lohn nicht bezahlen, wie sich erst später herausstellte. Im Winter 92/93 fand Möllenthin noch einmal eine Möglichkeit, in seinem Beruf zu arbeiten. Für kurze Zeit arbeitete er im Kuhstall der Agrar GmbH in Gutin, dem Dorf, in dem er sein neues Haus gekauft hatte. Eine längerfristige Beschäftigung kam nicht zustande, weil diese Nachfolge-LPG einen neuen Stall baute und für dessen Bewirtschaftung eine »eingesessene« Lohnbauernfamilie vorsah. Im Anschluß daran versuchte er noch einmal, über eine ABM-Stelle auf dem ersten Arbeitsmarkt Fuß zu fassen. Die ABM-Brigade der Gemeinde, in der er beschäftigt war, baute Wege, mähte Gemeindewiesen, strich die Bushaltestellen oder reparierte den Bootssteg am See. Das entsprach zwar seinen Vorstellungen von einer Arbeit im Umweltschutz, aber die Rückkehr auf den Ersten Arbeitsmarkt gelang ihm dadurch nicht. Nach dem Abschluß der Förderung wurde er wiederum arbeitslos und fühlte sich als »*billige Arbeitskraft*« ausgenutzt. Und sagte weiter: »*Das ist los hier, wenn du keine Arbeit kriegst, da kriegste alle zwei bis drei Jahre mal ne ABM-Stelle fürn halbes Jahr. Da mußt dich ordentlich betragen, sonst kriegst die nich mal!*« Er fühlt sich in seiner Ehre verletzt, weil er für eine Beschäftigung, die schlecht bezahlt und künstlich geschaffen ist, Wohlverhalten gegenüber denen, die ihm dieses Angebot machen, zeigen muß. Als wir uns im Sommer

1994 mit ihm zum Interview verabredeten, trafen wir ihn im Garten. Dort hatte er einige Zeilen Kartoffeln für den Eigenverbrauch angepflanzt. Er erzählte uns, daß das Haus nun nach vielen Mühen fertig geworden wäre. Die neue Ölheizung sei ihm allerdings zu teuer. Ob er Schweine hätte, fragten wir ihn. Nein, das lohne sich nicht. »*Paar Kartoffeln fürn eigenen Bedarf, paar Hühner, paar Gänse, damit man mal ein frisches Stück Fleisch auf den Tisch kriegt. ... Kommt doch nix rin. Die Belastungen bleiben die gleichen jeden Monat.*« Aus den Plänen, Bullen und Schweine zu halten, ist also nichts geworden. Seine soziale Lage und die seiner Familie ist ausgesprochen unsicher. Ohnmächtig ist wohl das richtige Wort, will man die Situation von Ole Möllenthin sechs Jahre nach der Wende beschreiben. Einerseits fühlt er sich als Fachmann und andererseits weiß er, daß er nie wieder in seinem Beruf eine Arbeit finden wird, weil alle Bemühungen bis jetzt ergebnislos waren. Die Anerkennung in der Gemeinde ist mit der Aufgabe des Rinderstalles und durch die Unmöglichkeit eines Neubeginns, sei es in einem zusammengeführten Agrarunternehmen oder als selbständiger Rinderzüchter, extrem gesunken. Zwar erinnern sich sogar noch die ehemaligen Bauern der hervorragenden Fähigkeiten Möllenthins, doch wenn er keine Möglichkeit hat, diese mittelfristig erneut unter Beweis zu stellen, verblassen sie.

Die Lohnbauern waren Teil eines arbeitsteiligen Betriebes, ohne dessen Netzwerk sie nur eine geringe Chance auf Anerkennung haben. Ihr Status leitete sich nicht vom Besitz her, sondern von ihren Leistungen in der Arbeitsgesellschaft. Sie wären am ehesten in der Lage gewesen, marktfähige Familienbetriebe einzurichten, weil sie sowohl die landwirtschaftlichen Kenntnisse, als auch die intergenerationellen Voraussetzungen für ein solches Projekt mitbrachten.[12] Da im Fall Möllenthins nicht nur seine Anstrengungen zur Integration über den Arbeitsmarkt fehlschlagen, sondern auch in seinem Lebensumfeld der Eindruck entstehen muß, daß die eigenen Leistungen nicht gefragt sind, zieht er eine ernüchternde Bilanz: »*So ist nun eine Lähmung hier auf dem platten Land, wie wir sagen. Keiner packt mehr was an. Und wenn mal einer was anfassen will, da sagen die andern: Du bist bekloppt!*«

Ole Möllenthin zählt zu den aktiven Verlierern, die anfangs keine Gelegenheit ausließen, Pläne zu schmieden, Arbeit zu suchen oder Kapital zu investieren und nun immer mehr resignieren. Die sozialen Sicherheiten, die ihm der Sozialstaat im Augenblick bietet, sind geradezu Stigmata einer gesellschaftlichen Ausgliederung. Wenn der ehemalige »Stallherr« nun auf der Straße das Papier aufsammeln muß, um durch ABM seine Arbeitslosengeldansprüche zu erhalten, so wird damit der rapide Anerkennungsverlust in der Öffentlichkeit sinnfällig.

4. Zusammenfassung

Während Ole Möllenthin neue Chancen suchte und hoffte, durch seine persönlichen Leistungen wieder Ansehen im Dorf zu finden, dabei aber Stück für Stück absteigt und Sicherheiten verliert, konnte sich Günter Reichert zurücklehnen und abwarten. Sein Familienbesitz eröffnet dem »Bauernsohn« nicht einfach nur Handlungschancen, sondern weist ihm eine hohe Position zu. Dieser Besitz und nicht Leistung im Sinne der Integrationsanstrengungen bestimmen die im dörflichen Zusammenhang erkennbaren Transformationsbilanzen. Unsere Befürchtung ist, daß auch die Integration der neuen Länder in die Bundesrepublik Deutschland nachhaltig gestört bleibt, wenn sich das alltäglich wahrnehmbare Muster sozialer Differenzierung entlang der abfallenden Diagonale – passive Gewinner/aktive Verlierer – weiterhin deutlicher entwickelt als entlang der aufsteigenden Diagonale – aktive Gewinner/passive Verlierer.[13]

Dabei kommen die Entscheidungen, die den Handlungsmustern der einzelnen Typen zugrunde liegen, nicht willkürlich zustande. Die Akteure verstoßen auch keineswegs gegen gesellschaftliche Normen oder setzen einfach nur »auf das falsche Pferd«. Weswegen Günter Reicherts »Abwarten« belohnt wird und Ole Möllenthin für seine Aktivitäten keinen Erfolg findet, wurde durch politische Entscheidungen im Zuge der Transformation – oder wenn man so will der *Anpassung* – angelegt. Daß Günter Reichert »abwarten« kann, liegt daran, daß ihm der Familienbesitz langfristige Sicherheiten gewährt. Möllenthin hingegen sucht auf dem Arbeitsmarkt Eingangstore in die Erwerbsgesellschaft, die sich wegen der »ideologischen Leitbilder der Agrarpolitik« (Mittelbach 1995) und der politischen Kompromisse zum AFG und den AB-Maßnahmen als verschlossen erweisen (Willisch/Brauer 1996). Wenn also die abfallende Diagonale paradox erscheint, so sind es nicht die Typen selbst, sondern die politischen Vorgaben und Leitbilder einer Politik »konservativer Modernisierung« (Müller 1994), die passive Handlungsmuster fördert. In einer Zeit rapiden sozialen Wandels und biographischer Neuorientierung erweist sich der Modus sozialer Differenzierung, der auf dem konservativen Wert *alten* Besitzes beruht, als aktivitätshemmend. Eine aktive Aneignung der neuen Situation, d.h. eine primäre Kontrollstrategie, wird auf diese Weise behindert. Eine Gesellschaft aber, die Lebenslaufexperimente fordert, müßte sich selbst reformwilliger zeigen. »Keine Experimente« war dafür das falsche Programm.

Es ist die objektiv geringe Erfolgsaussicht, über Aktivität zu den Gewinnern aufzurücken, die seit der Vereinigung die negativen Erfahrungen von Susanne, Rolf und Ole Möllenthin prägte und für die allgemein bedrückende

Stimmung verantwortlich gemacht werden kann. Es geht uns nun keinesfalls darum, notwendige sozialstaatliche Sicherungsleistungen – wie beispielsweise Arbeitslosen- oder Sozialhilfe – von irgendwelchen zu erbringenden Leistungen in der Art von 11 Bewerbungen pro Monat oder einer Arbeitspflicht für 3,- DM die Stunde abhängig zu machen. Ein Abbau des Sozialstaates würde nur die Abstände zwischen den Gewinnern und Verlierern vergrößern und damit zusätzliche Barrieren errichten und auf diese Weise durchaus vorhandene Aktivitäten zwecklos erscheinen lassen. Das soziale Sicherungssystem *muß* allen Verlierern unabhängig von ihrer individuellen Aktivität zustehen und an ihre reale soziale Lage angepaßt werden, wenn extremere *Ausschließungen* (im Sinne Offes[14]) verhindert werden sollen.

Die berühmte Vorstellung aber, daß in modernen Gesellschaften alle Mitglieder mit einem Fahrstuhl (Beck) stetig nach oben befördert würden, was gerade für den Transformationsprozeß ja angenommen wurde, hat sich als Trugschluß erwiesen. Schon eher ist es so, wie Geißler meint, daß viele in der ersten Etage aussteigen müssen und nur wenige bis in die fünfte weiterfahren dürfen (Geißler 1996). Oder ist die Vorstellung eines magischen Liftes, der die Akteure (sozusagen passiv) befördert, ohnehin ein trügerisches Bild? Das »*Wirtschaftswunder*« und auch die Erfolgsgeschichte Jürnjacob Swehns beruhten weniger auf passivem Fahrstuhlfahren, um bei diesem Bild zu bleiben, als vielmehr auf *aktivem Treppensteigen,* wie das die Interpretation über Integrationsanstrengungen und Statusbiographien nahe legt. Objektiv vorhandene Chancen lassen den Individuen in der Moderne, auch im Sinne der Kontrollstrategien und Selbstwirksamkeitsannahmen, aktive Leistungen für den eigenen Aufstieg plausibel erscheinen. In Ostdeutschland aber ist, trotz immenser Finanztransfers, eine Aufbruchseuphorie ausgeblieben. Weder der »allgemeine Wille zum Aufstieg«, den Schelsky für die bundesdeutsche Nachkriegsgesellschaft fand, noch vom Pioniergeist Jürnjacobs ist etwas zu spüren. Viele Ostdeutsche scheinen immer deutlicher festzustellen, daß ihr mühevoller Weg auf eine Treppe geraten ist, wie sie Maurits Cornelis Escher (1961) in seinem Zauberspiegel gesehen hat. Auf dieser Treppe kann niemand trotz endlosen Aufwärtssteigens wirklich höher kommen.

Anmerkungen

1 »Jürnjacob Swehn der Amerikafahrer« von Johannes Gillhoff.

2 Die folgenden Ergebnisse beruhen auf der »Tranlin«-Studie, die wir (Frank Ernst, Andreas Willisch und Kai Brauer) seit 1990 in Mecklenburg durchführen. In Tranlin (Bauerndorf, 340 Ew.) wurden ethnographische Methoden (teilnehmende Beobachtung) in die Lebenslaufforschung (biographische Fallrekonstruktionen) eingebettet und zusätzlich sozialstatistische Daten (Bevölkerungsstruktur, Hofviehzählung, Wirtschaftsstruktur) erhoben (Brauer/Willisch/Ernst 1996).

3 Über Kontrollstrategien wird beschrieben, ob die neuen Verhältnisse aktiv genutzt (primäre Strategien) oder eher »erlitten« (sekundäre Strategien) werden. Ausführlich hierzu: Mayer/Müller 1976; Elder/Caspi 1990 und Heckhausen/Schulz 1995. Mit diesem Konzept kann auch die Rückwirkung bestimmter Anpassungsleistungen auf die Individuen erklärt werden. Nach der Analyse von Zusammenhängen zwischen Kontrollüberzeugung, -strategie und Selbstwirksamkeit der Lebensverlaufstudie des Max-Planck-Institutes für Bildungsforschung kommen Diewald/Huinink/Heckhausen (1996: 241) zum Ergebnis: »Die Dominanz externaler Kontrollüberzeugungen und ihre entmutigende Wirkung im Sinne pessimistischer Selbstwirksamkeit ist also unübersehbar«.

4 Nach Offe codiert jedes Spiel drei Klassen von Personen: »(a) Gewinner, (b) Verlierer und (c) Nicht-Kompetente, Nicht- Teilnahmeberechtigte, Überflüssige« (Offe 1994: 238). Für ihn liegt die entscheidende Differenz zwischen den immerhin noch Spielberechtigten und den Untauglichen, denen eines der fünf »Essentials« sozialer Teilnahme (Arbeit bzw. arbeitsmarktfähige Qualifikation, Legalität, Gesundheit, soziale und familiale Sicherheit, sowie ausreichende sprachliche, kulturelle und ethnische Affinität) fehlt. Wir verzichten in unserem Modell auf die Kategorie der »Ausgeschlossenen« und zeigen, inwiefern die Richtung des »Ausscheidens« in der Gruppe der »Verlierer« angelegt ist, obwohl ihnen *keines* der *fünf Essentials* fehlen muß.

5 Einen wesentlich unglücklicheren Versuch stellt eine Operationalisierung dar, in der *Gewinner* und *Verlierer* »... aufgrund der geäußerten individuellen Denkhaltung konstituiert ...« werden sollen (Häder/Häder 1995: 323).

6 Die gesamte Statusinkonsistenzforschung scheint sich auf dieses Phänomen zu beziehen. Da die meßbare Berufsqualifikation, die Berufsstellung, Einkommen und weitere Statusmerkmale einer Person nicht kongruent sein müssen, ist die sogenannte *Mehrdimensionalität* des Status selber zum Gegenstand der Forschung geworden (zum kritischen Überblick über diese Diskussion vgl. Kreckel 1992). Inwiefern dieses theoretische Problem für die betreffenden Individuen zur Quelle von peinlichen Situationen oder Scham werden kann, zeigt Neckel (1991).

7 Klagte Karl Martin Bolte 1990 über den Mangel neuerer Studien zum Ungleichheitsgefüge in Gemeinden, argumentierte vorher schon Ekkart Zimmermann, daß zumindestens für die Statusinkonsistenzforschung »eher auf das Gemeindeparadigma gesetzt« werden sollte (Bolte 1990: 48; Zimmermann 1980: 334-335).

8 Wie dieses Ansehen von uns definiert wurde, kann hier nicht im Einzelnen diskutiert werden. Zugrundegelegt wurde die Repräsentanz im öffentlichen Raum, die

Teilnahme und Stellung in Beziehungsnetzwerken, die Fremdeinschätzungen der Tranliner in den informellen Gesprächen und Interviews, sowie die Benennung von lokalen Experten als Gewährspersonen.

9 Vergleiche zu diesem Befund auch Brauer/Willisch/Ernst (1996). Das erste überraschende Ergebnis der Studie war die Entdeckung der Statusunterschiede zwischen *Bauern* und den »Anderen« auch über die Jahre in der DDR. Die Zwangskollektivierung nahm den Bauern das Land (in Einzelfällen auch die Freiheit), konnte deren Sonderstellung bei genauerem Hinsehen jedoch nie abschaffen. Kein landwirtschaftlich Beschäftigter konnte zu einem *Bauern* aufrücken, es sei denn, er heiratete in eine Bauernfamilie ein. Der am (ehemaligen) Besitz gebildete Begriff war wirkungsmächtiger als der Berufsbegriff.

10 Von den 15 potentiellen Hoferben Tranlins haben fünf ein Hochschul- und vier ein Fachschulstudium absolviert. Weiterhin stellte diese kleine Gruppe bis 1990 einen Bürgermeister, den Poststellenleiter und – besonders wichtig auf dem Dorf – den »Kneiper«. Neben Herrn Reichert als Schwiegersohn arbeitete nur ein Sohn der Nach-Kollektivierungsgeneration (übrigens der jüngste aller Bauernkinder) in einer LPG – als Landmaschinenschlosser.

11 Der Begriff des »Genossenschaftsbauern« wird von uns nicht verwendet. Erstens wären demnach alle Beschäftigte einer LPG automatisch Genossenschafts-»*Bauern*«, obwohl viele von ihnen keine landwirtschaftlichen Tätigkeiten ausführten. Zweitens suggeriert der Begriff eine freie Assoziation gleichberechtigter Eigentümer mit entsprechenden liberalen Ein- und Austrittsmodi. Somit trifft weder der Begriff des *Bauern*, noch der des *Genossenschaftlers* den soziologischen Kern dessen, worum es sich bei den Mitgliedern der LPGen handelte. Mit den *Lohnbauern* ist von uns die Gruppe landwirtschaftlich Beschäftigter gemeint, die zwar als Lohnempfänger nie zu den Bauern aufrücken konnten, jedoch deren Traditionen so weit als möglich adaptierten. Auch hier gab es in den LPGen nochmals eine enorme Differenzierung unter den Mitgliedern.

12 Eine wichtigte Voraussetzung für den langfristigen Aufbau eines Familienbetriebes ist die Möglichkeit, den Betrieb an die Hoferben weitergeben zu können. Erste Bedingung dafür ist eine landwirtschaftliche Ausbildung der Kinder. Die Kinder der Lohnbauern verfügten über solche Kenntnisse und wohnten zudem noch im Haus der Eltern oder in der unmittelbaren Nachbarschaft (Brauer/Willisch 1997).

13 Dies scheint sich leider anzudeuten. Die Biographien aktiver Verlierer finden ihren Platz nun auch in den großen Gazetten, wie kürzlich die Geschichte von Rolf und Susanne. Rolf, der seit den 70er Jahren mit Datenverarbeitung als Fach Ing. und Veterinärmedizin als Dipl. Ing. vertraut ist, hat Leitungserfahrung und war nach der Wende erfolgreicher Betriebsrat. Er findet heute auch nach -zig (seriösen und unseriösen) Umschulungen (EG-Agrarmarktordnung, Betriebsbuchhalter, Finanzbuchhalter, kaufmännischer Angestellter, Versicherungsvertreter und Vermögensberater) und einer kurzen Leitungstätigkeit bei der Bezirksgeschäftsstelle des Bundes für Sozialarbeit als Mitvierziger keine feste Stelle mehr. Seine Frau Susanne

ist nun endgültig aus dem Arbeitsleben ausgeschieden, obwohl sie eben erst von einer Abteilungsleiterin im Lederwerk zur Betriebsmanagerin in der nach Indien »verlagerten« Produktionsstätte aufgestiegen war – bis diese Stelle ebenfalls *überflüssig* wurde. Als Leiterin des »Modeparadieses« hat sie ebenso wenig Glück wie als Leiterin eines Reitsportladens (obwohl sie dafür extra reiten lernt), da beide mangels Kundschaft schließen müssen. Dieses Ehepaar kann als Prototyp der immer größer werdenden Gruppe der »aktiven Verlierer« gelten, die leider keine exotischen Einzelfälle mehr sind (Buhl 1996).

14 Siehe auch Endnote 4.

Literatur

Ahrendt, Hannah (1960), Vita activa oder vom tätigen Leben. Stuttgart: Kohlhammer.

Beck, Ulrich (1983), Jenseits von Stand und Klasse, in: Reinhard Kreckel (Hrsg.), Soziale Ungleichheiten. Soziale Welt Sonderband 2. Göttingen: Otto Schwarz: 35-74.

Beck, Ulrich (1986), Risikogesellschaft: Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt: Rowohlt.

Berger, Johannes (1986) (Hrsg.), Die Moderne – Kontinuitäten und Zäsuren. Soziale Welt Sonderband 4. Göttingen: Otto Schwarz.

Berger, Peter A. (1989), Ungleichheitssemantiken: Graduelle Unterschiede und kategoriale Exklusivitäten, in: Arch. europ. sociol. XXX: 48-60.

Berger, Peter A. (1991), Von Bewegungen in – zur Beweglichkeit von Strukturen: Provisorische Überlegungen zur Sozialstrukturanalyse im vereinten Deutschland, in: Soziale Welt 41: 68-92.

Berger, Peter A./Hradil, Stefan (1990) (Hrsg.), Lebenslagen, Lebensläufe, Lebensstile. Soziale Welt Sonderband 7. Göttingen: Otto Schwarz.

Berger, Peter A./Hradil, Stefan (1990), Die Modernisierung sozialer Ungleichheit – und die neuen Konturen ihrer Erforschung, in: diess. (Hrsg.): 3-24.

Berking, Helmuth/Neckel, Sighard (1992), Die gestörte Gemeinschaft: Machtprozesse und Konfliktpotentiale in einer ostdeutschen Gemeinde, in: Stefan Hradil (Hrsg.), Zwischen Bewußtsein und Sein. Opladen: Leske und Budrich: 151-171.

Bolte, Karl M. (1990), Strukturtypen sozialer Ungleichheit. Soziale Ungleichheit in der Bundesrepublik Deutschland im historischen Vergleich, in: Peter A. Berger/Stefan Hradil (Hrsg.): 27-50.

Brauer, Kai/Willisch, Andreas/Ernst, Frank (1995), Intergenerationelle Beziehungen, Lebenslaufperspektiven und Familie im Spannungsfeld von Kollektivierung und Transformation: Empirische Befunde aus der Gemeindestudie »Tranlin«, in: Lars Clausen (Hrsg.), Gesellschaften im Umbruch. Frankfurt am Main: Campus: 736-749.

Bude, Heinz (1996), Die Zukunft der Religion. In Merkur 556. Stuttgart: Klett-Cotta: 626-623.

Bude, Heinz/Woderich, Rudolf (1996), Dynamische Gelegenheitssucher und Defensive Einfädler, in: Initial 2/1996: 3-10.

Buhl, Dieter (1996): Wie Susanne und Rolf die Demokratie erleben, in: Die Zeit 10/1996: 74-75.

Diewald, Martin/Huinink, Johannes/Heckhausen, Jutta (1996), Lebensverläufe und Persönlichkeitsentwicklung im gesellschaftlichen Umbruch: Kohortenschicksale in Ostdeutschland nach der Wende, in: KZfSS 48: 219-248.

Elder, Glen H. Jr./Caspi, Avsholm (1990), Persönliche Entwicklung und sozialer Wandel, in: Karl U. Mayer, Lebensverläufe und Sozialer Wandel (Sonderheft 31 der KZfSS): 22-57.

Escher, Maurits Cornelis (1960), »Treppauf und Treppab« (Lithographie), in: Ernst, Bruno, Der Zauberspiegel des M.C. Escher. Köln: Taschen 1992: 91.

Geißler, Rainer (1993) (Hrsg.), Sozialer Umbruch in Ostdeutschland. Opladen: Leske und Budrich.

Geißler, Rainer (1993): Kein Abschied von Klasse und Stand: Ideologische Gefahren der deutschen Sozialstrukturanalyse, in: KZfSS 48: 319-338.

Gillhoff, Johannes (1917/1991), Jürnjacob Swehn der Amerikafahrer. München: DTV.

Goldthorpe, John H. (1976), Soziale Ungleichheit und soziale Integration in modernen Gesellschaften, in: Karl H. Hörning (Hrsg.), Soziale Ungleichheit: Strukturen und Prozesse sozialer Schichtung. Darmstadt: Luchterhand: 135-150.

Heckhausen, Jutta/Schulz, Richard (1995): A life-span theory of control, in: Psychological review 102: 284-304.

Hildenbrandt, Bruno/Bohler, Karl Friedrich/Jahn, Walther/Schmitt, Reinhold (1993), Bauernfamilien im Modernisierungsprozeß. Frankfurt am Main: Campus.

Huinink, Johannes/Mayer, Karl Ulrich (1993), Lebensverläufe im Wandel der DDR-Gesellschaft, in: Joas/Kohli (Hrsg.): 151-171.

Joas, Hans/Kohli, Martin (1993) (Hrsg.), Der Zusammenbruch der DDR: Soziologische Analysen. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Kohli, Martin (1985), Die Institutionalisierung des Lebenslaufes, in: KZfSS 37: 1-29.

Kohli, Martin (1990), Das Alter als Herausforderung für eine Theorie der sozialen Ungleichheit, in: Berger/Hradil (Hrsg.): 387-408.

Kohli, Martin (1994), Die DDR als Arbeitsgesellschaft? Arbeit, Lebenslauf und soziale Differenzierung, in: Hartmut Kaelble/Jürgen Kocka/Harmut Zwahr (Hrsg.), Sozialgeschichte der DDR. Stuttgart: Klett-Cotta: 31-61.

Kohli, Martin (1995), Rural families as a model for intergenerational transmission, in: Vern L. Bengtson/K. Warner Schaie/Linda M. Burton (eds.), Adult intergenerational relations: Effects of societal change. New York: Springer: 66-78.

Kreckel, Reinhard (1992), Politische Soziologie der sozialen Ungleichheit. Frankfurt am Main: Campus.

Levy, René (1996), Zur Institutionalisierung von Lebensläufen, in: Kritische Übergänge, Statuspassagen und sozialpolitische Institutionalisierungen. Frankfurt/M.: Campus: 73-113.

Mayer, Karl-Ulrich (1991), Soziale Ungleichheit und Lebensverläufe: Notizen zur Inkorporation der DDR in die Bundesrepublik und ihre Folgen, in: Bernd Giesen/ Claus Leggewie, Experiment Vereinigung: Ein sozialer Großversuch. Berlin: Rotbuch: 87-99.

Mayer, Karl Ulrich/Müller, Walter (1976), Soziale Ungleichheit, Prozesse der Statuszuweisung und Legitimitätsglaube, in: Karl H. Hörning (Hrsg.), Soziale Ungleichheit: Strukturen und Prozesse sozialer Schichtung. Darmstadt: Luchterhand: 135-150.

Müller, Klaus (1994), Der osteuropäische Wandel und die deutsch-deutsche Transformation. Zum Revisionsbedarf modernisierungstheoretischer Erklärungen, in: Burkhart Lutz/Rudi Schmidt (Hrsg.), Risiken und Chancen der ostdeutschen industriellen Modernisierung. Berlin: Akademie.

Neckel, Sighard (1991), Status und Scham: Zur symbolischen Reproduktion sozialer Ungleichheit. Frankfurt am Main: Campus.

Offe, Claus (1994), Moderne »Barbarei«: Der Naturzustand im Kleinformat? in: Journal für Sozialforschung 34: 229-247.

Offe, Claus (1995), Wirtschaftliche »hardware« und institutionelle »software« 1945/ 1989: Zwei deutsche Systemwechsel im Vergleich, in: Blätter für deutsche und internationale Politik 9/1995: 1113-1122.

Rosenthal, Gabriele (1995), Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen. Frankfurt/M.: Campus.

Vester, Michael (1995), Deutschlands feine Unterschiede. Mentalitäten und Modernisierung in Ost- und Westdeutschland, in: Aus Politik und Zeitgeschichte B 20: 16-30.

Willisch, Andreas/Brauer, Kai/Ernst, Frank (1996), Kann eine »*ABM-Brigade*« die LPG ersetzen? Integration und Desintegration durch aktive Maßnahmen der Arbeitsförderung am Beispiel Tranlins, in: BISS-public 18: 81-91.

Wolf, Jürgen (1991), Die Vergesellschaftungslücke: Der Vorruhestand in den neuen Bundesländern, in: Zeitschrift für Sozialreform 37: 723-735.

Zapf, Wolfgang (1975), Die soziologische Theorie der Modernisierung, in: Soziale Welt 26: 212-226.

Zimmermann, Ekkart (1980), Statusinkonsistenz in der Bundesrepublik Deutschland: Ein Stiefkind sozialstruktureller Analyse? In: KZfSS 32: 325-338.